

Nervosität vor dem Sturm

Serbien am Vorabend der Bombardierung: Eine Momentaufnahme (März 1999)

von Klaus Buchenau, Berlin

„Ich habe 18 Menschen getötet! Wie, ihr glaubt mir nicht? Ich sage: es waren 18!“ Die Passagiere des Reisebusses, der im südserbischen Niš, etwa 35 Kilometer vom Kosovo entfernt, in Richtung Belgrad starten soll, wenden ihre Blicke von dem jungen Mann mit der wirren Gestik ab. Die Geschichte, die er erzählen will, möchte keiner hören. Kein Interesse an einem Verrückten, der vielleicht doch nur ein Verräter ist, oder einfach Angst? Die Fahrkartenkontrolle beginnt. Der junge Mann hat keine Fahrkarte, sondern zieht stattdessen eine ärztliche Bescheinigung aus der Jackentasche, die ihn als „labil“ und „zeitweilig wehrunfähig“ bezeichnet. Allem Anschein nach stimmt die Diagnose. Aber das interessiert den Kontrolleur nicht. Er schaut nicht einmal ernsthaft auf das Papier, das dem jungen Mann in Zivil die kostenlose Heimfahrt zu seinem Wohnort ermöglichen soll. Ein westlicher Ausländer bietet an, die Fahrt zu bezahlen, hält Geldscheine hin. Aber das interessiert den Kontrolleur auch nicht.

An der nächsten Polizeistation, in einem Vorort von Niš, hält der Bus, und der junge Mann wird einem Uniformierten übergeben. Wieder hält er seine ärztliche Bescheinigung hoch, und wieder ohne Erfolg – der Polizist nimmt das Papier überhaupt nicht wahr. Der schlacksige, kurzgeschorene Junge und der gedrungene Uniformierte verschwinden in der abendlichen Dunkelheit, und der Bus fährt weiter. „Was meint ihr zu dem, was gerade eben passiert ist?“, fragt der westliche Ausländer die jungen Leute, die vor ihm sitzen. Sie haben die ganze Zeit geschwiegen, wie auch die anderen Leute im Bus. „Du hast kein Recht, dich mit einem Angehörigen der jugoslawischen Armee zu unterhalten“, zischt ein junger Mann, dessen weiche Züge ansonsten kaum an einen Kämpfer erinnern. „Wenn ich das in deinem Land gemacht hätte, wäre ich sofort rausgeflogen! Du bist hier Gast, verstehst du?“ Damit beginnt eine längere Diskussion über das Kosovo und die böse internationale Gemeinschaft, aber eine von der Sorte, die nie zu einem guten Ende kommt ...

Im jugoslawischen Staatsarchiv

Die Belgrader wirken eher müde als mobilisiert. Als die NATO im Oktober 1998 schon einmal mit Bomben drohte, war die Panik größer – obwohl auch jetzt niemand bezweifelt, daß die Lage sehr, sehr ernst ist. Aber zehn Jahre Dauerkrise stumpfen ab. Viele junge Männer verstecken sich vor der Einberufung, so gut sie können. „Seit Anfang der 90er Jahre weiß die Polizei nicht, wo ich eigentlich wohne“, sagt Mischa. Er und seine Kollegen im Jugoslawischen Staatsarchiv verdienen rund 200 Mark im Monat, die auch nicht immer pünktlich ausgezahlt wer-

den. Am Mittagstisch in der Kantine wird fast nie über Politik gesprochen, im Gegenteil: Politik wird verdrängt, wo es nur geht. Die Männer machen Witze über alles mögliche, und den Frauen machen sie Komplimente.

Kommt das Gespräch dann doch auf die aktuelle Lage, kippt die Stimmung ins Düstere. Die einen meinen, daß ein Rumpfserbien ohne Kosovo „einfach lächerlich und perspektivlos“ sei, was aber nicht automatisch heißt, daß sie auch freiwillig für dieses „serbische Jerusalem“ kämpfen würden. Andere wieder fürchten sich vor Bürgerkrieg, vor dem totalen Krieg nicht nur zwischen Albanern und Serben, sondern auch den Serben untereinander. Die Älteren vergleichen die Aussichten öfter mit den beiden Weltkriegen, die Serbien und die Serben äußerst schwer mitnahmen. Der Theologe Živica Tucić, der ansonsten nicht viel von der Einmischung der NATO in den Konflikt hält, sieht einen totalen Zusammenbruch Serbiens voraus, eine Art „jüngstes Gericht“, in dem die Serben endgültig dafür bezahlen müssen, daß sie dieses Regime so lange unterstützt haben. Und ein ehemaliger Spitzenbeamter im jugoslawischen Innenministerium (!) gewinnt der Situation sogar etwas positives ab: „Dieses Mal“, glaubt er, „wird nicht nur das Volk, sondern auch das Regime leiden.“

Die Kantine des Jugoslawischen Staatsarchivs ist, im Gegensatz zu den staatlichen Medien, ein pluralistischer Ort. Hier sitzen Liebhaber der Zivilgesellschaft und Verschwörungstheoretiker friedlich nebeneinander, und es vergeht einige Zeit, bis man merkt, wer wo steht. Direkte, energiefressende Zusammenstöße werden vermieden. Das Gefühl der Bedrohung von außen führt zu einem intuitiven Schulterschluß, obwohl in allem – auch in Bezug auf den Kosovo – erhebliche Meinungsverschiedenheiten bestehen bleiben. Das drohende Chaos, so scheint es, macht politische Standpunkte sowieso irrelevant; und das praktische Leben, von den Finanzen bis zur Wohnung, war auch bisher ohne Zusammenhalt nicht zu meistern. Wenn politische Differenzen nicht öffentlich werden, kann das allerdings auch ganz handfeste Gründe haben. „Den unabhängigen Intellektuellen können Sie bei uns lange suchen. Fast alle haben hier Chefs, Vorgesetzte und sonstige wichtige Leute, die ihnen die Karriere vermasseln können, wenn sie nicht spüren.“ Die Historikerin Ljubinka Stefanović* bemüht sich, diese Erfahrung zu vermeiden. Sie hat eine Familie, die von ihrem Gehalt als wissenschaftliche Mitarbeiterin lebt – und einen nationalistischen Professor, ohne dessen Unterstützung sie nicht habilitieren kann. Also beißt sie in den sauren Apfel. Sie nimmt als Referentin an Veranstaltungen teil, auf der sein nicht besonders gut recherchiertes, dafür aber nationalistisches Buch zur Serbischen Orthodoxen Kir-

che im sozialistischen Jugoslawien über den grünen Klee gelobt wird. Daß Ljubinka vor einigen Jahren ein unendlich viel ernsthafteres Werk zu demselben Thema verfaßt hat, erfahren die Zuhörer nicht – weder von Ljubinka, die verängstigt schweigt, noch dem Professor, der blasiert auf der Tribüne sitzt und sich als nationalen Propheten feiern läßt.

Die neokommunistische Partei von Mira Marković

Die „Jugoslawische Vereinte Linke“ (JUL), ein neokommunistischer Ableger der regierenden Sozialisten, den Milođevićs Frau Mira Marković 1994 gründete, treibt das Spiel mit der Abhängigkeit zur Perfektion. Unter dem Deckmantel proletarischer Ideologie ist JUL zum politischen Instrument der serbischen Staatsmafia geworden. Die Schlüsselindustrien werden zum großen Teil von JUL-Mitgliedern kontrolliert. Mit ihrem Geld, schreibt das Magazin „Evropljanin“, kauft die Organisation reihenweise Studenten, indem sie ihnen einen Arbeitsplatz in irgendeiner der staatlichen Institutionen verspricht. Die Ideologie von JUL ist bizarr: In Großveranstaltungen wird eine Mischung von realsozialistischem Kitsch, mit honigsüßen Hits für den Weltfrieden vom Kosovo bis Kongo, und christlich getarntem Nationalismus unter die Leute gebracht. Und die gekauften Studenten sitzen und applau-

dieren mechanisch, wie das sowjetische Zentralkomitee zu Brežnevs Zeiten.

Aber manchmal scheint die Sonne auch im Schatten. Im südserbischen Niđ gibt es eine Universität mit einem Restaurant im Keller. Hierher führt der bärtige Soziologieprofessor Dragoljub Djordjević seine ausländischen Gäste, wenn er welche hat. Über der Erde, in seinem Arbeitszimmer im vierten Stock der Fakultät für Maschinenbau, ist er der kühle Intellektuelle, der Konferenzen organisiert und sich Gedanken über die Zivilgesellschaft macht. Anders im Untergeschoß, im Restaurant: Hier lebt er den rauschhaften Moment, der durch den Alkohol um mehrere Dimensionen erweitert wird. Frauen, Fiktionen, Fakten, alles durcheinander. Danach steuert Djordjević mit seinem alten Lada volltrunken den Busbahnhof an, um den Gast wieder auf den Weg in die Hauptstadt Belgrad zu bringen. Und scherzt: „Besser, wir fahren uns jetzt zu Tode, als wenn uns die NATO-Bomben treffen!“

Klaus Buchenau promoviert z.Z. im Fach Südosteuropäische Geschichte zum Thema „Kirche, Staat und Gesellschaft in Jugoslawien 1960–1991. Die serbisch-orthodoxe und katholische Kirche im Vergleich“.

* Name geändert.